Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (1986)

Artikel: Erlebnisse eines Hotelbäckers

Autor: Mark, Paul J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972000

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erlebnisse eines Hotelbäckers

berichtet von Paul J. Mark

Redaktionelle Vorbemerkung

Die nachfolgenden «Erzählungen» entnehmen wir einem liebenswerten Büchlein, das kürzlich im Verlag der Neuen Zürcher Nachrichten unter dem Titel «Ofenrauch» erschien. Der Verfasser stammt aus dem Oberhalbstein, wohnt und lebt jedoch als Heimwehbündner in Zürich. Was er schildert, hat er freilich nicht selbst erlebt, sondern es sich von seinem Vater berichten lassen, also vom Grossvater unseres Autors, der in den ersten Anfängen der Engadiner Hotellerie als Bäcker sein Brot verdiente. Es war ein hartes Brot, härter als es die jetzigen Hotelangestellten beziehen. Doch Fröhliches und Schalkhaftes mischte sich gleichwohl in das strenge Tagewerk. Der Vater muss ein guter Erzähler seiner vielen Erlebnisse gewesen sein, und das mag seinen Sohn dazu angespornt haben, es ihm mit der Feder gleich zu tun. Unsere Leser werden an den munteren Stücklein, die er zu berichten weiss, ihre Freude haben.

Das Bild

Zu jener Zeit, als die Engadiner Hotellerie in ihrer höchsten Blüte stand, war ich Oberbäcker im Palace. Grosse Persönlichkeiten, Fürsten, aber auch allerhand zwielichtige Gestalten bevölkerten die Zimmer und Suiten. Meist war alles voll besetzt, und oft brachte man Gäste in den Angestelltenzimmern unter. Wir Bäcker wohnten im Dackstock eines Gebäudeflügels, von dem nur der Concierge etwas wusste. Eine enge, steile Treppe führte direkt ins Untergeschoss, ohne dass wir dabei mit den Gästen in Kontakt kommen konnten. Es war uns im übrigen gar nicht erlaubt, die offiziellen Treppenhäuser zu benützen; zum einen galten wir weniger als der letzte Dreck, und mit unsern mehligen Kleidern und verschwitzten Leibchen hätten wir die stinknoblen Herrschaften angeekelt.

Aber eines Morgens um drei Uhr, als ich als erster hinuntersteigen wollte, war die Tür zum Personaltreppenhaus verschlossen, obwohl kein Schlüssel dazu existierte. So schlich ich denn mit einem etwas sonderbaren Gefühl die teppichbelegte Haupttreppe hinunter. Es würde mich um diese Zeit niemand sehen, hoffte ich. Im zweiten Stock durchquerte ich den langen Gang, um wieder zur Personaltreppe zu gelangen. Ich wollte vermeiden, dass eine ganze Bäckerprozession über die wunderbaren Perserteppiche stolperte.

Im zweiten Stock befand sich das Büro und der Salon des Patrons, des legendären Hans Badrutt. Die Doppeltüren zu den Gemächern waren immer verschlossen. Nur einmal hatte ich verstohlenerweise hineingesehen. In einem der Räume hing ein ausserordentliches Madonnenbild an der Wand. Es sei ein Raffael oder Tizian, wurde gesagt, und es hätte einen Wert von Millionen. Bei einem Brand hätte der Patron – obwohl Atheist – nur dieses Bild gerettet. Nicht nur die ersten elektrischen Lampen brannten in diesem Hotel, man munkelte auch, dass dieses Bild mit einer elektrischen Sicherheitsvorkehrung gegen Diebe geschützt sei.

Also, in jener Nacht um drei Uhr, es mag auch eine Viertelstunde später gewesen sein, zog es mich wie mit einem Magnet in den zweiten Stock. Dort wollte ich sehen, ob nicht etwas Aussergewöhnliches zu bemerken wäre. Allerdings

gab es Nachtwächter, aber die hockten lieber in ihrer Stube. Übrigens hatten wir Bäcker den Auftrag, stets die Augen offen zu halten und etwelche Unregelmässigkeiten dem Nachtportier oder dem Concierge zu melden.

Ich ging noch etwas schlaftrunken über die weichen, roten Teppiche und musste an der Tür vorbeikommen, hinter der sich die wunderbare Madonna befand. Schon von weitem bemerkte ich trotz des schummrigen Lichts, dass eine dunkle Gestalt vor eben jener Tür auf dem Vorleger hockte. Ganz leise und langsam trat ich näher heran. Wer war es? Vielleicht ein Wächter, vielleicht ein Einbrecher? Oder war es die Macht der Madonna, die den Räuber hypnotisierte? Dem Blick der Madonna konnte man nämlich nicht ausweichen. Stand man auf der Seite, blickte sie einen an, als stünde man direkt davor. Dass der Patron als Freimaurer so heillosen Respekt vor dem Bild hatte, sagte alles. Einmal fragte mich Badrutt, ob ich Katholik sei. Und als ich bejahte, erzählte er mir von diesem Madonnenbild.

Als nun die schwarze Gestalt vor der Tür hockte, vermutete ich sofort, mit dem Bild sei etwas nicht in Ordnung. Daher wollte ich den Räuber packen. Als ich mich ihm bis auf etwa zwölf Schritte näherte, erhob sich die dunkle Gestalt. Ich sah, dass sie Hörner trug und die Augen wie glühende Kohlen funkelten. Das ist doch der leibhaftige Teufel, dachte ich. Unwillkürlich bekreuzigte ich mich und die Gestalt wich mir aus. So drängte ich sie ins Personaltreppenhaus. Dort wollte ich ihr an die Gurgel springen, selbst wenn es der Teufel war. Doch die Gestalt verschwand durch die verschlossene Tür, ohne dass ein Laut zu hören war. Ich riss die Tür auf und sah, wie der Gehörnte rückwärts die Treppe hinunterstieg. Unten angekommen, gab es einen kurzen, dumpfen Knall mit blauen Funken genau wie bei der elektrischen Schaltanlage. Die Tür zur Bäkkerei und zu den Kelleräumen war mit dem Schlüssel verschlossen, den ich in der Hand hielt. Aber der Teufel war verschwunden. Noch lag ein penetranter Schwefelgeruch in der Luft.

Die Gesellen, die eben die Treppe herunter kamen, hatten von alldem nichts bemerkt und wunderten sich nur, dass ich die Bäckerei noch nicht aufgeschlossen hatte. Ich erzählte ihnen mein Erlebnis. Aber sie lachten und glaubten, ich hätte einen Schluck Cognac zuviel getrunken. Sie hatten weder den Knall gehört, noch die Funken gesehen, sie lachten mich einfach aus. In der Pause ging ich zum Patron und erzählte ihm alles. Er glaubte mir sofort aufs Wort. Ein Katholik lügt nicht, sagte er. Er wollte alle Einzelheiten wissen und ich erzählte ihm die Geschichte so genau wie möglich. Er dankte mir, von jetzt an wolle er eine zusätzliche Wache hinstellen, und ich möge weiterhin die Augen offen halten.

Tags darauf verhaftete der Landjäger einen international gesuchten Schwerverbrecher, der es tatsächlich auf die sixtinische Madonna abgesehen hatte. Hans Badrutt rief mich mitten aus der Arbeit in sein Büro. Er dankte mir bewegt und drückte mir eine Banknote in die Hand. Niemand sagte etwas, weil ich den Teppich mit mehligen Schuhen betreten hatte. Die Madonna lächtelte mir zu. Noch unter der Türe spürte ich ihre Blicke in meinem Nacken.

Der Eierdieb

Zu jener Zeit, als ich wieder einmal im Engadin an einer Saisonstelle arbeitete, bekam ich plötzlich Schwierigkeiten. Bisher erhielt ich immer die besten Arbeitszeugnisse. Aber diesmal . . . nun, das kam so:

Eines schönen Tages rief mich die Frau des Patrons zu sich. Erst glaubte ich, sie würde mich zur Rede stellen, weil ich manchmal die missratenen Semmeln an die vorbeigehenden Schulkinder verteilte, ohne diese Tatsache an die grosse Glocke zu hängen. Jemand musste mich verpfiffen haben. Der Alten wollte ich die richtige Antwort darauf geben, wenn sie mich ausschimpfte. Aber es kam ganz anders. Sie rief mich in den Hinterhof hinaus. Ich fragte ganz blöd, was ich mit den alten Glucken zu tun hätte.

«Nicht frech werden, du verfluchter, hergelaufener Fecker, du!»

Dann las sie mir die Leviten, dass mir Hören und Sehen vergehen sollte. Ich hatte schon längst gemerkt, dass sie mich nicht mochte und jetzt hielt sie mir eine ganze Litanei von angeblichen Sünden vor. Unter anderem bezichtigte sie mich des Eierdiebstahls. Die alte Hexe rechnete mir vor, wieviel Eier die Hühner im Tag legten und

wieviel ich davon für die Bäckerei verwenden durfte.

Der Patron war nicht gerade geizig, aber er sagte nie, wieviel ich fürs Gebäck brauchen durfte. Schliesslich musste er nur tadellose Ware an die Hotels liefern! Oft aber mahnte er mich doch im Auftrage seiner Alten, mit den Zutaten etwas sparsamer umzugehen. Ich hatte meine eigenen Rezepte und meine Ansicht war, dass ohne genügend Butter und Eier keine rechte Ware hergestellt werden konnte. Nicht umsonst wurde ich von der Kundschaft gelobt, seit ich hier arbeite, wäre das Gebäck zehnmal besser als früher.

Item, die Meisterin herrschte mich an und unterstellte mir, die Eier heimlich für den privaten Verbrauch zusammenzustehlen. Ich versuchte ruhig zu bleiben und entgegnete frech: «Bei geizigem Futter sind auch die Hühner sparsam mit Eierlegen»!

Eigentlich regte ich mich nicht sonderlich auf, die alte Vettel konnte mir den Buckel hinunter rutschen. Aber ich nahm mir vor, ihr den wirklichen Eierdieb franko Haus zu liefern. Immerhin gab es Marder und Katzen in der Gegend, und ich hatte meinen ganz bestimmten Verdacht. Irgendwann einmal hatte ich bemerkt, dass immer wieder zerbrochene Eierschalen herumlagen. Ein Fuchs hätte die Hühner selbst weggeschleppt.

Schon am nächsten Morgen, als ich im Stall Brennholz für den Backofen holte, vernahm ich verdächtige Geräusche. Ich bewaffnete mich mit einem Zappin, einem Holzerhaken, der gerade an der Wand hing. Lange musste ich nicht warten, bis sich ein schwarzer Schatten aus dem Hühnerstall schlich. Mit voller Wucht schlug ich zu und der Aufschrei bestätigte mir, dass ich getroffen hatte. Und was für ein Räuber war es? Doch nicht etwa der Liebling der alten Hexe? Jaulend verkroch sich der schwarze Kater. Ich bedauerte zwar das arme Tier, doch es war nun schon geschehen. Der Krüppel fauchte noch unter dem Holzstapel hervor und aus seiner Schnauze tropfte Blut und Eigelb.

Mit dem Kadaver in der Hand ging ich in die Backstube zurück, wo ich gerade die Meisterin dabei ertappte, wie sie meine bereitgestellten Zutatenschüsseln kontrollierte. Ich warf ihr die Katzenleiche vor die Füsse und ging meine Hände waschen.

Die Alte schrie auf und rannte voll Entsetzen zu ihrem Mann, der sonst ja auch nie gegen sie aufmucken durfte. Ich hätte ihren Liebling auf bestialische Weise umgebracht, verklagte sie mich, und er müsse mich auf der Stelle zum Teufel jagen. Das brauchte er auch nicht, ich hatte ja alles mitangehört. Ich sagte ihm nur, dass ich kein Eierdieb sei, riss mir die Mehlschürze vom Leib und ging auf meine Kammer. Das Flehen des Meisters, ihn kurz vor den Festtagen nicht im Stich zu lassen, kümmerte mich einen alten Scheissdreck.

Dem Direktor des Hotels, dem wir am meisten Ware lieferten, erzählte ich die Geschichte. Er nahm mich mit offenen Armen auf. Fortan machte ich in der Hotelküche die Eierzöpfe, Pariser Gipfel und anderes Gebäck nach meinem Rezept. Obwohl mein Arbeitsplatz nicht so gut eingerichtet war wie in einer Bäckerei, kam doch immer das Beste auf den Tisch der Gäste. Der Direktor wunderte sich, wie ich es fertig bringe und vermutete ein Geheimrezept. Ich erklärte ihm, dass es das Selbstverständlichste der Welt sei, nämlich: frische Milch, frische Butter, frische Eier, etwas Honig oder Gerstenmalz.

Das Frühstück

Die Arbeit an den Saisonstellen der Engadiner Nobelhotels war immer äusserst streng. Da musste man bis zu sechzehn Stunden am Tag arbeiten, eigentlich Tag und Nacht. Und das Essen der Angestellten im allgemeinen war schlecht, die Unterkünfte kaum besser als Pferdeställe. Heute würde man solche Zustände nicht mehr hinnehmen. Aber damals musste man einfach arbeiten, wenn man ein bisschen Geld verdienen wollte. Zu Hause waren sechs Schwestern und zwei Brüder, die fast alle noch nichts verdienten.

Natürlich hatte ich es nicht überall so schlecht. Bei Hanselmann in St. Moritz stopfte man uns Gesellen voll mit gutem, währschaftem Essen, die Pizochels (Bündner Teigspätzle) schwammen in frisch ausgelassener Butter und sonst konnten wir jederzeit haben, was wir wollten. Der Patron sagte jeden Tag zu uns: «Ihr müsst viel arbeiten, daher müsst ihr auch reichlich essen!» Oft hatte

ich Magenschmerzen vor lauter zu schwerer Kost. Das war damals eine gute Zeit und die Konditorei Hanselmann war weltberühmt (und ist es noch!).

Aber es gab auch andere Stellen, wo ich als Bäckergeselle arbeitete. Besonders grosse Hotels, vielleicht mit Ausnahme des Palace-Hotels, waren wegen den miserablen Arbeitsbedingungen berüchtigt. Im Grandhotel zum Beispiel liess man uns nicht einmal Zeit für ein mageres Frühstück, nachdem wir in aller Herrgottsfrühe mehrere tausend Parisergipfel und Kaisersemmeln hergestellt hatten. Selten genug sahen wir ein gutes Stück Fleisch auf unsern Tellern. Andererseits beobachteten wir, wie kaum angefasste Teller mit Schnitzeln und Koteletts in den Schweinekübel wanderten. Oft genug ertappte ich ein armes Zimmermädchen oder einen Stallknecht, wie sie sich etwas aus dem Saufutter angelten.

Da ich alles von der Backstube aus beobachten konnte, baten mich die Hungerleider, der Gouvernante nichts davon zu melden. Ich selbst und auch mein Kollege, ein gemütlicher Schwabe aus Stuttgart, litten ständig unter heftigen Magenschmerzen, wenn nicht gar unter Magengeschwüren. Hatte man uns wieder einmal einen verschimmelten Frass aus den schmutzigen, grünspahnverkrusteten Küchenkesseln vorgesetzt, rebellierten wir. Kam einer von uns beiden dem Küchenchef, diesem Arschkriecher, unter die blutunterlaufenen Augen, begrüsste er uns meistens so: «Du verdammter Schleimscheisser, geh' zum Teufel!»

Aber wir hatten ihn in der Hand. Brauchte er Toastbrot, Zwieback, Meringues oder sonst etwas Spezielles aus der Bäckerei, kam er angekrochen, und wir setzten ihn so unter Druck, dass er uns dafür ein frisches, saftiges Kotelett – aber ja nicht von einem abgeräumten Gästeteller – herrichten musste. Eigenartigerweise hatten wir nach so einem Essen nie Magenschmerzen.

Unsere Machenschaften wurden natürlich dem Direktor zugetragen. Eines Morgens in aller Frühe erschien er höchstpersönlich in der Backstube zur Inspektion. Wir erwarteten eine zünftige Epistel. Mein Kollege war schon grün vor Angst. Aber nichts geschah. Eine ganze Weile schaute er schweigend unserer Arbeit zu, und wir schufteten weiter, als hätten wir ihn nicht bemerkt. Ich war gerade dabei, die Parisergipfel zu rollen – es versteht sich, von Hand, denn damals gab es noch keine Maschinen. Und eine Maschine hätte die Arbeit nicht schneller und exakter machen können als ich von Hand. Der Direktor schaute zu und sagte noch immer nichts, während mir der Schweiss von der Stirne rann. Mein Kollege Wilhelm schoss (ausschiessen = dem Ofen entnehmen) währenddem die Kaisersemmeln vom Ofen aus.

Der Direktor fragte mich nach einer Weile, ob denn das immer so zu und her gehe bei uns. Ich antwortete: «Ja, glauben Sie denn, die Brötchen fallen wie Manna vom Himmel?» Dann fragte er, ob wir mit dem Gebäck zeitig fertig würden.

«Selbstverständlich, Herr Direktor, wie immer, und dann hätten wir noch Zeit für ein anständiges Frühstück!»

Mein Kollege erschrak, aber der Direktor verzog keine Miene und prüfte eine Semmel, an der er sich die Finger verbrannte, denn er liess sie fallen. Dann wandte er sich zum Gehen. Als er schon unter der Türe stand, kehrte er sich um und sagte, von der Arbeit sichtlich beeindruckt: «Gut, nachher geht ihr beide in die Hotelküche und lasst euch ein paar Spiegeleier mit Speck zum Frühstück geben, und zwar auf meinen Befehl!»

Er verschwand und liess uns verdutzt zurück. Von diesem Tage an erhielten wir immer ein reiches Frühstück, und wenn uns der Küchenchef dabei ertappte, sagte er nur: «Ihr verdammten Schleimscheisser, ihr habt es besser als alle andern!»

Später, so nach und nach, verbesserten sich dann auch die Bedingungen für das übrige Hotelpersonal, wenigstens was das Essen anbelangte.

Im Kohlenkeller

Eines Tages erzählte der Heizer, im Kohlenkeller gehe etwas Unheimliches vor sich. Wenn alles still sei, höre man seltsame Geräusche, als ob sich dort jemand versteckt halte. Er gab offen zu, dass er Angst hatte, allein hineinzugehen. Er wolle auf keinen Fall eine Eisenstange oder einen Schaufelstiel über den Schädel kriegen. Deshalb bat er einige starke Männer, mit ihm Nachschau zu halten. Er selbst war ein kleines, schmächtiges

Männchen, aber ein tüchtiger Arbeiter und sehr gewissenhaft. Wir Bäcker standen zu fünft oder sechst herum und keiner wagte den Anfang zu machen. Also losten wir aus, und natürlich fiel das Los auf mich. Ich weiss nicht, ob der Oberbäcker dabei gemogelt hat, um mir eines auszuwischen. Wir machten ab, dass ich als erster, mit einem schweren Scheuerhaken bewaffnet, hinein ginge, die andern würden in kurzen Abständen folgen.

Mit einer Grubenlampe leuchtete ich von der Türe aus in alle Ecken, aber es gab trotzdem noch finstere Winkel hinter dem Steinkohlehaufen. Da der Winter nahte, hatte man viele Tonnen Kohle eingelagert. Das riesige Hotel und die Dampfbacköfen verschlangen eine Unmenge Heizmaterial.

Ich schlich in den Keller hinein. Was kann mir schon passieren, sagte ich zu mir selbst, lauschte und schaute mich um. Tatsächlich, irgendwo schien es zu knistern und zu fauchen, zu knacken und zu rumoren. Da und dort schlug ich heftig auf die schwarzen Beigen, um zu kontrollieren, ob wirklich alles Kohle war. Da leuchteten plötzlich zwei kleine, bläuliche Blitze vor mir auf, ein fürchterlicher Knall, und ich wusste nichts mehr. Bewusstlos las man mich im Kesselraum auf. Die Wucht der Explosion hatte mich mitsamt der schweren Tür in den Heizungsraum hineingeschleudert. Mauern und Gebälk waren ebenfalls demoliert.

Ausser ein paar Schrammen und Beulen hatte es mir nichts gemacht; ich hätte mir ja alle Knochen brechen können. Im Gesicht sah ich kohlrabenschwarz aus wie der leibhaftige Teufel. Aber ich lachte nur. Die andern hatte es ebenfalls hinausgeworfen und arg hergerichtet, so dass wir alle noch wochenlang mit blauen Flecken herumliefen. Genau genommen hatte es mir am wenigsten gemacht.

Später behaupteten meine Kollegen, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie der leibhaftige Satan aus dem Kohlenkeller entwichen sei, deshalb die Explosion. Damit zahlten sie mir die Geschichte mit dem Madonnenbild und dem Teufel wieder heim. Nur Wilhelm, der Schwabe, war felsenfest davon überzeugt, dass der Teufel persönlich im Hotel herumspuke und allerlei Schabernack triebe.

Später erklärte mir jemand, dass es solche Kohlenstaubexplosionen geben könne, ähnlich den Schlagwettern in den Gruben. Vieles spiele dabei mit, Wärme, Feuchtigkeit, elektrische Aufladungen oder sonstwelche physikalischen Kräfte, den Teufel brauche es dabei nicht.

Nach einigen Tagen sagten mir die Kollegen, im Kohlenkeller tue sich schon wieder etwas, aber diesmal habe sich wirklich jemand dort versteckt. Wir alle müssten den Keller gründlich absuchen. Es schien selbstverständlich zu sein, dass ich deshalb als erster hineingehen sollte. Mir würde ja sowieso nie etwas passieren. Ich liess mir vom Schmied eine Lederschürze umbinden, zog eine dicke Wolljacke an und setzte einen Kupferkessel als Helm auf. Dummerweise hatte ich nicht bemerkt, dass die Kollegen mit mir etwas vor hatten. Arglos ging ich in den Kohlenkeller hinunter, wiederum mit einem Scheuerhaken bewaffnet.

Plötzlich flüsterte jemand hinter mir. Ich drehte mich um, erhielt einen Schlag in den Magen und wusste nichts mehr. Ein Dreckskerl drückte mir einen Wattebausch mit einer betäubenden Flüssigkeit unter die Nase.

Nach Minuten oder Stunden, ich weiss es nicht mehr, erwachte ich im Heizungsraum, am Boden liegend, splitternackt. Um mich herum standen die guten Kollegen und hielten sich die Bäuche vor Lachen. «Schau mal, was der Teufel mit dir gemacht hat!» Ich suchte meine Kleider zusammen und merkte beim Anziehen der Hose, was los war. Meinen ganzen Hintern und meine Männlichkeit hatte mir jemand mit schwarzer Eisenfarbe angestrichen. Was wollte ich machen? Es war ein heimtückischer Racheakt, und ich wusste bald, woher der Wind wehte. Einer von den verdammten Saupreussen sei es gewesen, verriet mir Wilhelm, der Schwabe, ein paar Tage später.

Als ich einige Tage lang nicht mehr zur Arbeit erschien und in der Backstube alles drunter und drüber ging, griff der Patron ein. Der Preusse flog in hohem Bogen auf die Strasse und danach war Ruhe in der Brigade. Der Heizer und die andern Mechaniker hatten nach diesem Vorfall nicht

nur vor dem Kohlenkeller Respekt, sondern auch vor mir.

Der Tolstoi

Es war zu jener Zeit, als viele reiche Leute aus aller Welt nach St. Moritz kamen. Mein Vater war damals Lohnkutscher beim Kurhaus St. Moritz-Bad. Eines Tages hiess es, dass eine hochgestellte Persönlichkeit ausgefahren werden wollte. Für solche Unternehmen wurde jeweils unter den Kutschern derjenige ausgesucht, der sich am besten eignete. Man konnte nicht immer irgend einen Rossknecht auf den Kutschbock setzen. Der Gast wünschte ein Dreiergespann, obwohl üblicherweise nur zwei Pferde angeschirrt wurden.

«So, Fazin, heute ist dein grosser Tag», sagte der Patron zu meinem Vater. «Zieh' deinen Sonntagsfrack an und lass die Biancas anspannen». Die Biancas waren drei Schimmel, die Badrutt vom Palace-Hotel selbst in Slowenien gekauft hatte. Es waren daher echte Lipizzaner und ihr Wert mit purem Gold kaum aufzuwiegen. Mein Vater war sehr stolz darauf, dass er den Schlitten des hohen Gastes führen durfte.

Als der Herr den Kutscher – meinen Vater – eingehend musterte, wurde er von einem Dolmetscher gefragt, ob er ein Russe sei. Mein Vater beteuerte, er stamme aus der Gegend, aber möglicherweise sei ein Urahne irgendwann einmal aus dem Balkan eingewandert. Der Dolmetscher erklärte nun, dass der Gast in ihm den Nachkommen eines russischen Grossfürsten vermutet habe, vielleicht ein Verwandter des grossen Dichters Tolstoi. Mein Vater sah wirklich wie Tolstoi aus: der Blick, die Augenbrauen, der Bart vor allem, es fehlte nur noch die Bluse. Der russische Gast schien an meinem Vater den Narren gefressen zu haben. Er lobte die schöne Fahrt ins Fextal, die wunderbaren Pferde und die sibirische Luft. Jeden Tag musste mein Vater mit dem noblen Gast ausfahren. Als Abschiedsgeschenk erhielt er nicht nur ein schweres Goldstück, sondern auch einen Feldstecher.

Unter den übrigen Kutschern hiess mein Vater darnach nur noch «der Tolstoi». Er selbst glaubte nun auch, dass er einen slawischen Einschlag habe und den Prophetenbart pflegte er fortan besonders. Auch liess er sich Bücher von Tolstoi geben, nur wusste niemand, dass er sie kaum lesen konnte. Aber in einer Zeichnung fand er sein Spiegelbild bestätigt.

Voranzeige

Aus der Feder von *Heinrich Jecklin* beginnt mit dem nächsten Heft des Bündner Jahrbuches eine vierteilige Beitragsserie unter dem Titel

Churer Jahreszeiten

zu erscheinen: Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden mit ihren vielfältigen Gebräuchen und Episoden aus der Feder des geschätzten Autors eine facettenreiche Schilderung erfahren.

Alle unsere Leser werden hiermit gebeten, uns zu Illustrationszwecken geeignete *Bildvorlagen* (Photographien, Zeichnungen etc.) zur Verfügung zu stellen, damit die vier Aufsätze Jecklins auch von dieser Seite her eine lebensvolle Bereicherung finden.

Zum voraus danken wir jedem Leser für seine Mitwirkung. Redaktion und Verlag